Vom Gegner lernen!

Reichsbanner im Kampf gegen Radikalismus / Methodik und Systematik der Gegnerabwehr

Von Theodor Haubach

Die Wahl des 14. September hat mit einer Niederlage der Republikaner geendet. Es wäre nutzlos, darüber zu streiten, und in Wirklichkeit streitet niemand darüber. Die neunmalklugen Taktiker mögen dieses und jenes herausrechnen, in Wirklichkeit weiß jeder von uns, wie die Dinge stehen. Gefahr ist im Verzug — der Friedenszustand im Reichsbanner, der Zustand müßigen Vereinsbetriebes, wie er sich da und dort breitgemacht haben mag, ist heute, wo wir Auge in Auge mit der ernstesten Gefahr stehen, unhaltbar geworden. Wir haben uns zu wehren — wir haben — mehr denn je — den Kampf gegen die radikalen Flügel zu führen, wir haben darauf zu achten, daß die heute vom Zeitungsradau verrückt gemachten Gemüter nicht von der jetzigen Panikpropaganda völlig gelähmt werden.

Wenn das Wort vom „Wehren", oder das Wort vom „Angreifen" gesprochen wird, denkt jeder von uns zunächst an die technischen Aufgaben des Reichsbanners und das ist gut so. An diese technischen Aufgaben sollen wir in diesen gewittrigen Zeiten recht häufig und recht eindringlich denken. Doch davon ein andermal! Heute soll von dem politischen Kampf gegen den Radikalismus gesprochen werden, der eine Hauptaufgabe des Reichsbanners ist und den es in Zukunft mit noch ganz andrer Kraft führen muß als bisher.

Doch tauchen hier schon Bedenken auf, über die wir uns aufrichtig und ohne alle Scheu aussprechen müssen. Denn mancher, der diese Zeilen liest, wird im stillen sagen, daß mit einem größern Kraftaufwand noch gar nichts getan ist. Haben wir nicht immer schon, wenn mal irgend etwas schief gegangen war, uns gegenseitig versichert, daß nunmehr aber mit dreifacher Kraft das Versäumte nachgeholt werden sollte? Haben solche Versicherungen — Hand aufs Herz — viel geholfen? Nützt es etwas, uns gegenseitig Beteuerungen zuzurufen?

Manch einer wird bei dieser Erörterung die Grenzen unsrer politischen Arbeit, die Grenzen unsrer politischen Wirkung sehr deutlich vor Augen haben und wird sich fragen, ob nicht bereits jetzt schon das menschenmöglichste getan, das äußerste geleistet wurde. Gibt es noch eine Steigerung, noch eine Möglichkeit, mehr zu tun, mehr zu leisten als bisher? Wir haben Umzüge gemacht, Fahnen geweiht, Denksteine errichtet, republikanische Feiern veranstaltet, große Propagandafahrten durchgeführt und vieles andere mehr getan — was in aller Welt sollen wir noch tun? Ganz einfach: Wir sollen auf den Gegner schauen und vom Gegner lernen. Denn worin unterscheidet sich die Propaganda des Gegners von der unsern, wodurch ist sie vielfach der unsern überlegen? Durch Regie und durch Systematik! Von beiden verstehen wir sehr wenig und deshalb soll von beiden hier geredet werden.

Die Regie.

Fast alle unsre Versammlungen leiden in einem manchmal kaum glaublichen Maße an Formlosigkeit. Man muß den kommunistischen, aber auch den faschistischen Versammlungsbetrieb kennen, um die nötige kritische Einstellung zu unsrer eignen Versammlungsarbeit zu gewinnen. Alles wird dort darangesetzt, um den Besucher von vornherein aufs stärkste zu fesseln und mitzureißen. Nichts da von der bei uns so beliebten Gemütlichkeit, die ach so häufig nichts anderes ist, als Schlamperei und Liederlichkeit. Von vornherein ist bei den andern das ganze Programm auf das sorgsamste durchgearbeitet, und es kann nicht vorkommen, daß der Vorsitzende nicht weiß, was der Gesangverein in wenigen Minuten für Lieder vortragen wird. (Wie oft kann man das bei uns erleben.) Da werden die Fahnen nicht einfach in den Saal geschleppt und an die Wand gebunden, da gibt es keinen Saalschutz, der gleichgültig an den Ecken herumsteht, herumläuft oder sich gar unterhält. Zugegeben, daß man bei den gegnerischen Versammlungen auf dem Lande draußen vielfach auch nichts Besondres zu sehen bekommt, daß auch dort vielfach gebummelt wird, und daß manches sogar kläglich und abstoßend wirkt. Aber im ganzen genommen — geben wir es ruhig zu — sind Kommunisten und Nazis sehr sorgfältig im Vorbereiten und Durchführen von Versammlungen.

Bei uns ist man vorwiegend der Ansicht, daß ein gutes Referat die Hauptsache ist, und daß es auf die Zutaten nicht so sehr ankomme. Warum aber dann überhaupt Zutaten? Man kann sie weglassen, man kann sich auf äußerste Einfachheit zurückziehen, aber man wird erfahren müssen, daß man damit in den wenigsten Fällen durchkommt. Wir spüren es ja alle, darum kommen ja Fahnen in den Saal, singen die Chöre, spielt die Musik. Wenn man dies alles einsetzt, dann aber auch mit ganzer Kraft und aller Sorgfalt!

Das gilt nicht nur für öffentliche, sondern auch für interne Versammlungen. Es gehört sich nicht, daß eine Versammlung stattfindet ohne die Fahne, für die wir alle kämpfen. Es gehört sich auch nicht, daß die Fahne einfach in eine Ecke gestellt oder gehängt wird, ohne daß die Versammlung stehend salutiert. Ein Lied muß den Anfang und den Schluß jeder Versammlung machen, es wird stehend gesungen und muß von allen Mitgliedern wirklich beherrscht werden. (Schutzsportler, die nicht richtig und schmissig singen können, sollen sich begraben lassen!) In Jugendversammlungen sollte so lange nicht geraucht und getrunken werden, als ernste Dinge verhandelt werden. Mindestens so lange! Ordnung und Straffheit muß eine jede Versammlung beherrschen und die Ordnung und Straffheit muß vor allem von der Versammlungsleitung selber ausgehen. Am Vorstandstisch darf nicht getuschelt werden, Zeitungsleser und Schlafmützen, die gähnen müssen, sollten lieber zu Hause bleiben, vor allem aber nicht den Vorstand blamieren.

Was Musik angeht, so mache man sich ruhig klar, daß Chorgesang nicht immer und unter allen Umständen das Richtige ist. Wie vieles ist da veraltet und verstaubt — gebt es ruhig zu, auch wenn es mal weh tut! Marschmusik, Tambourkorps und Fanfarengruppen gehören auch in die Säle — nicht nur auf die Straße.

Beim Ausschmücken der Säle konzentriere man sich auf wenige, ganz wirksame Mittel und lasse die scheußlichen Girlanden und Papierfähnchen endlich zu Hause. Die Lastwagen für Transport und Propaganda schmücke man besser gar nicht — geschmückte Maschinen wirken unernst und unsachlich — dafür führe man auf den Wagen viel Fahnen und Standarten mit.

Im übrigen vergesse man nicht die kleinen, gut zu schulenden Agitationsgruppen, die überallhin vordringen müssen, die gleichzeitig als Zettelverteiler und Sprechchöre und als Einzelwerber auftreten können. All das klappt nicht ohne Uebung und Drill, muß rechtzeitig und wirksam vorbereitet sein. Oberster Grundsatz bei alledem: nichts auf den Zufall ankommen lassen, alles vorbereiten, nichts schleifen lassen! Vor allem aber: ständig die Initiative, den Erfindungsgeist aller Mitglieder anfeuern und wecken! Immer auf Neues ausgehen und den Berufsehrgeiz und das Berufskönnen unsrer Mitglieder gründlich ausnutzen! Man rede sich nicht damit heraus, daß kein Geld da wäre und begreife endlich, wieviel man alleine kleben, malen und zimmern kann. Schließlich und endlich: Propaganda- und Versammlungsarbeit darf nie abreißen — die sogenannten stillen Zeiten sind nicht zum Schlafen da, gerade die stillen Zeiten sind für gut vorbereitete Propaganda und Versammlungsarbeiten die besten!

Die Systematik.

Während die eben behandelten Fragen zum Teil Fragen des Gefühls sind, Fragen, bei denen man vielleicht grundsätzlich einig sein kann, um doch in den praktischen Einzelfragen der verschiedensten Meinung zu sein — ist das Gebiet der Arbeitsmethode und der politischen Systematik klarer zu übersehen. Die Frage, worin wir uns von unsern Gegnern unterscheiden, ist leicht dahin beantwortet, daß wir mehr zufällig, und unsre Gegner mehr systematisch arbeiten. Erster und hauptsächlicher Mangel bei uns: Unser Material über den Gegner ist nie vollständig und nie planmäßig gesammelt. Wir schöpfen unsre Kenntnisse über den Gegner aus den Zeitungen der uns nahestehenden Parteien und aus der Bundespresse. Das ist schön und gut, reicht aber bei weitem nicht aus. Einigermaßen systematisches Material bekommen wir nur während der Wahlen in die Hand und das fliegt sofort nach der Wahl in die Ecke. Darum also Parole: Wahlmaterial nicht wegwerfen, sondern aufheben und systematisch ergänzen. Jeder Kommunistenschwindel, jede Nazilüge muß fortlaufend notiert und mit ausreichender Richtigstellung dem vorhandenen Material beigefügt werden. In erster Linie freilich wäre die Sammlung und Entwicklung eines solchen Materials Aufgabe der Parteien, besonders derer, wo es sich um den parlamentarischen Gegner handelt. Aber das Reichsbanner, das den Kampf gegen den Radikalismus aller Sorten von sich aus und mit aller Kraft aufnehmen muß, braucht ein derartiges Material auch und kann weder mit der Bundespresse noch mit Broschüren allein (und seien sie noch so gut) auf die Dauer auskommen. Wir brauchen ein systematisch angelegtes Gegnermaterial, das nach Naziabwehr und Kommunistenabwehr zu gliedern wäre. Dieses Material muß, wie üblich, in losen Blättern gesammelt sein und muß in stärkster Weise unter allen Reichsbannerkameraden verbreitet werden, beileibe nicht nur unter Referenten und Funktionären. Es ist ein grundlegender Fehler in unsrer Arbeit, daß bei uns fast immer nur der Referent mit ausreichendem Gegnermaterial ausgerüstet ist. Hier dürfen weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um in möglichst alle aktiven Hände zureichende Kampfmittel gelangen zu lassen. Von ganz großer Wichtigkeit ist es jedoch, daß das Kampf- und Abwehrmaterial sich nicht schematisch auf Reichsvorgänge und hauptstädtische Ereignisse erstreckt, sondern durch intensive Arbeit der lokalen Organisationen mit den Heldentaten der einheimischen Größen ergänzt wird.

Dann aber etwas Weiteres und Wichtiges: Wir brauchen für den Angriff auf Nazis und Kozis Spezialkurse, an denen alle an der politischen Reinigungsarbeit interessierten Kameraden teilnehmen müssen. Unsern Kameraden fehlt heute jede systematische Kenntnis des radikalen Gegners, die durch gelegentliche Vortragsreihen nicht erworben werden kann Derartige Kurse sollten nicht den Ehrgeiz haben, an akademischem Tiefsinn und historischer Gründlichkeit Besonderes leisten zu wollen, um so mehr sollten sie Instruktionsstunden für den politischen Angriffskampf sein, in denen man die Kampfmethoden der Gegner, ihre jeweiligen Parolen, ihre Abwehrtaktik gegen unsern Angriff bespricht.

Was Straßenzellen und Betriebszellen angeht, so sind diese von den Kommunisten erfundene, von den Faschisten kopierte Organisationsformen weder so schlecht, wie sie vielfach von uns hingestellt werden, noch so herrlich und überragend, wie sie von ihren Erfindern und Anhängern gepriesen werden. Richtig und brauchbar ist für uns nur eins: Wo Reichsbannerleute zusammenarbeiten, müssen sie sich zusammenschließen, einen Obmann wählen und mit der örtlichen Leitung in Verbindung treten. Wo von den Parteien und Gewerkschaften derartige Betriebsorganisationen schon geschaffen sind, braucht der Zusammenschluß nur in ganz loser Form zu erfolgen — erfolgen muß er aber auch dann auf jeden Fall —, wo aber von Parteien und Gewerkschaften noch nichts dergleichen geschaffen wurde, muß mit aller Straffheit und Anspannung in dieser Richtung gearbeitet werden. Aehnliches gilt für den Zusammenschluß in den Wohngebieten, doch ist er nur da erforderlich, wo die Kameraden lose und ziemlich isoliert wohnen. Soweit einige Vorschläge und Anregungen!

Zu ihrer Durchführung ist allerdings notwendig, daß der Frage der politischen Arbeit des Reichsbanners von den zentralen Instanzen des Bundes aus die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Trotzdem wäre es falsch, wenn die Unterorganisationen nun in jedem Falle auf die Anordnungen, Befehle und Anweisungen unsrer Bundesleitung warten wollten — es wird bei uns schon sowieso genug auf die „Initiative von oben" gewartet —, wir freien Republikaner haben vor den obern Instanzen eine geradezu rührende Ehrfurcht, wenn sie gerade einmal in irgendeiner Frage passiv sind. Ein großer Teil der hier skizzierten Vorschläge kann von Gauen, Kreisen, ja sogar von Ortsvereinen in Arbeit genommen werden. So können Spezialkurse für den Nazi- und Kozikampf von jedem politisch geschulten Funktionäre eingerichtet werden, die Verbesserung unsrer Versammlungsregie ist sogar fast ausschließlich von der Erfindungsgabe, dem Fleiß und dem Schmiß unser Kameraden abhängig. Was wir brauchen, ist nicht so sehr einen Haufen Vorschriften, der mehr oder weniger stur, lässig oder gedankenlos nachgeredet oder nachgemacht wird. All die in diesem Aufsatz erwähnten Fragen brauchen zu ihrer Lösung vor allem Initiative **von unten her** — und Blick für den Gegner! Wir müssen beachten, daß der Gegner geschichtlich jünger ist als wir, die wir unsre Organisation mit dem jahrzehntealten, reifen und erprobten Erbgut der alten Arbeiterbewegung aufgebaut haben — ein ungeheurer Vorteil in vielen Dingen, nicht in allen! Ist die Politik des Gegners sachlich sinnlos, so sind doch seine Methoden modern, an der Neuzeit geschult und mit guter Kenntnis moderner Massenpsychologie geschaffen, wir müssen lernen und das Brauchbare (es gibt viel Brauchbares) in unsern Arbeitsgang einschmelzen. Eine sorgsam durchgearbeitete Regie in unsrer Versammlungsarbeit, eine klare und zwingende Systematik in unsrer politischen Kampfarbeit — der Erfolg wird ganz bestimmt nicht ausbleiben Ueber eins nur müssen wir uns klar sein: Schlafmützen gehören nicht ins Reichsbanner, Schlafmützen 'raus! Das Reichsbanner muß der Vortrupp der ganz Wachen, der ganz Entschlossenen sein! —

Als Frau an der Westfront

Von Klara Zetkin

1916! Die Lebensmittel wurden knapp. Meine Stellung als Kontoristin war mir gekündigt worden, da der Betrieb infolge Einziehung des Chefs geschlossen werden mußte. Auf mein schriftliches Ersuchen an die Reichseisenbahn um Einstellung wurde ich für die Magazinverwaltung in Lille-Hellemes verpflichtet. An einem regnerischen Septembermorgen fuhr ich siebzehnjährig, nur mit einer Armbinde M. E. D. I (Militär-Eisenbahn-Direktion I) und einem Regenschirm bewaffnet, dem neuen Leben und der Front entgegen. Es war späte Nacht, als ich in Lille landete. Ein Offizier von der Bahnhofskommandantur nahm sich meiner an und brachte mich zu einem in der Nähe gelegenen Hotel. Am andern Morgen begleitete er mich zur Militär-Eisenbahn-Direktion. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, die zerschossenen Häuserreihen rund um den Bahnhof zu betrachten. Die Stadt war voller Geschäftigkeit. Die Zivilisten gingen ihren alltäglichen Geschäften nach. Nur war das militärische Gepräge erklärlicherweise vorherrschend. In der Luft grollte es dumpf wie von einem abziehenden Gewitter. Mein Begleiter sagte mir auf meine Frage, das sei das Trommelfeuer an der Front, neun Kilometer von hier. Dann erklärte er weiter, während mich ein Schauder durchlief. Er war daran gewöhnt.

*

Auf der Direktion herrschte reger Betrieb. Man gratulierte mir dazu, das erste deutsche Mädel an der Westfront (d. h. als Angestellte der Eisenbahn) zu sein. Einer Ordonnanz wurden meine Koffer anvertraut, und dann fuhren wir mit der Tram, einem mit einem Zweiklassen-System ausgestatteten Bimmelbähnchen, nach Hellemes. In Hellemes waren eine modern eingerichtete Eisenbahn-Reparatur- und eine bayrische Geschütz-Reparatur-Werkstätte, eine kleine Militärstadt für sich mit einem Eingangstor, das von einem feldgrauen Zerberus mit Krätzchen bewacht wurde. Nach einigen erklärenden Worten meines Begleiters durften wir passieren. Da es Sonntag war, hatten sich mehrere Feldgraue am Tor versammelt, wahrscheinlich, um dem Torhüter Gesellschaft zu leisten. Nun betrachteten sie sich baß erstaunt meinen Einzug. Da — mein ob soviel versammelter feldgrauer Männlichkeit ängstlich klopfendes Herz tut einen freudigen Sprung — da, das lustige Gesicht unter dem Krätzchen kennst du doch. Wirklich, es ist ein Bekannter aus Gelsenkirchen. Ich auf ihn und er auf mich losstürzen — ist eins. Und nun ging es an ein Fragen und Erzählen. Dann spielte er mir erst auf seiner Teufelsgeige — nebenbei ein fürchterliches Instrument, aus einer Latte mit einer alten Heringsbüchse, einigen Sardinenbüchsen usw. hergestellt — einen Willkommenmarsch, und im Triumphzug ging es dann durch das Lager zum Bestimmungsort. Jetzt sind wir schon mehrere Jahre Nachbarn, und manches Mal sprechen wir noch von der dort zusammen verlebten Zeit. Auch ist er seit Gründung des Bundes Mitglied des Reichsbanners.

*

Der Dienststellenleiter des Eisenbahnmagazins, der von meinem Eintreffen benachrichtigt war, nahm mich in Empfang und brachte mich in einem Privatquartier unter. Die Leute waren zuvorkommend und liebenswürdig und fühlte ich mich gleich heimisch. Am andern Morgen wurde ich dann mit meinem Arbeitsfeld bekanntgemacht. Ein sehr nervöser Assistent führte mich durch das Magazin, das von Feldbahngeräten bis zur Ausstattung von Haushaltungen alles führte. Das Magazin hate die Aufgabe, die im Bezirk der M. E. D. I liegenden Bahnhöfe und Dienststellen mit all diesen Gegenständen zu versorgen. Nachher erfuhr ich auch den Grund, warum mein Vorgänger nicht gut auf mich zu sprechen war. Er sollte durch mich abgelöst werden und mußte zur Front. Es tat mir sehr leid, daß ich unschuldigerweise die Ursache seiner Abberufung war. Recht bald sah er das auch ein und wir sind dann noch recht gute Freunde geworden.

*

Dann kam der Alltag mit einem gerüttelt Maß von Arbeit, und ein Tag reihte sich an den andern. Bald hatte auch ich mich an das dauernde Trommelfeuer gewöhnt. Nachts fuhr ich noch ein paarmal aus dem Schlaf empor, wenn lahme, kaputtgeschossene schwere Geschütze, die aus den Stellungen kamen, um repariert zu werden, durch die Straßen rasselten. Aber auch daran gewöhnte man sich.

Eines Nachts: Fliegeralarm! Sirenen heulen. Scheinwerfer huschen durch die Nacht. Meine französischen Quartierleute klopfen: „Allez, Mademoiselle!" Notdürftig angezogen huschen wir in den Keller. Einige Male kracht es. Bomben! Dazwischen bellen die Fliegerabwehrgeschütze. Man hört das Surren der Propeller. Dann: Ruhe. Fröstelnd krieche ich wieder ins Bett. Am andern Morgen, als ich zum Dienst gehe, finde ich im Garten

ein Ding, das aussieht wie eine schmale längliche Birne mit Propeller. Ich hole mir einen Soldaten. Der — als er das Ding sieht — schreit: „Davonbleiben! Englische Fliegerbombe! Blindgänger! Erschrocken mache ich mich davon. Anderntags überreicht er mir die Photographie der Bombe. Das war meine erste persönliche Bekanntschaft mit einer Fliegerbombe.

Eines Abends ging ich spazieren. Der Himmel war klar. Ich sehe etwas am Himmel. Weiß Gott, es sieht aus wie ein Kanonenrohr: Was ist das? Aufgeregt renne ich ins Kasino und erzähle meinem Chef, eine Erscheinung sei am Himmel. Er läßt es sich von mir zeigen und belehrt mich dann unter dem homerischen Gelächter aller Anwesenden, das sei ein Fesselballon, der die feindlichen Stellungen beobachte.

*

Allmählich lebte ich mich ein. Weihnachten rückte näher. Die Soldaten veranstalteten eine Weihnachtsfeier, zu der auch ich eingeladen wurde. Weihnachtskerzen erstrahlten. Mir brachte es neben anderm auch eine Gefährtin, eine lustige Stuttgarterin. Wir haben dann zwei Jahre lang Freud und Leid zusammen getragen und hießen bald die Unzertrennlichen.

So wurde es Frühjahr 1917. Feindliche Flieger und Fesselballons waren altbekannte Erscheinungen und regten uns nicht mehr allzu sehr auf. Die riesigen, der Fliegerdeckung wegen bunt bemalten Geschütze, die aussahen wie vorsintflutliche Fabeltiere, erregten nicht mehr unser Erstaunen. Man war das alles längst gewöhnt. Aber etwas andres fiel mir auf. Die Soldaten klagten über schlechte Verpflegung. Im Kasino merkte man nichts davon. Eines Mittags ging ich in die Mannschaftsküche. Es gab Sauerkraut mit Schellfisch. Im Kasino gab's am selben Tag:

Rinderkraftbrühe mit Markklößchen.
Vorspeise.
Kalbsbrust mit gemischtem Salat.
Dessert.

Da habe ich mich geschämt. Nachher fragte ich einen mir bekannten Offizier, wie es käme, daß es im Kasino immer Fleisch gäbe und die Soldaten nur manchmal Fleisch bekämen. Er gab mir verlegen folgende Erklärung: Die Mannschaftsküche fasse auch Fleisch für sämtliche Soldaten. Wenn man jedem Mann nur fünf Gramm seiner ihm zustehenden Portion nähme, so spüre er das gar nicht. Aber das Kasino sei dadurch in die Lage versetzt, anständig kochen zu können. Ich müsse doch zugeben, daß ein Mensch bestimmt nicht merken würde, wenn er fünf Gramm Fleisch weniger bekäme. Auf meinen Einwurf, daß es sich hier aber doch hauptsächlich um die moralische Wirkung handle, erwiderte er mit einem Achselzucken und wandte sich andern Dingen zu. Da habe ich mich zum zweitenmal geschämt.

*

An der Front trommelte es. Wir fuhren nach Lille, Gasmasken anzupassen. Der feindlichen Luftgeschwader wurden immer mehr. Unablässig gellten die Fliegersignale. Sie warfen Gasbomben. Wir bekamen also Gasmasken verpaßt. Hinein in den Stinkraum. Wie Ungeheuer sahen wir aus. Die Augen tränten, und ich war froh, als die Prozedur hinter uns lag. In unserm Lager war ein Deutscher beschäftigt, der in Lille verheiratet war. Derselbe hatte einen Schwager — Holländer — gleichfalls im Büro beschäftigt. Als wieder einmal Gasalarm ertönte, rissen wir die Gasmasken heraus. Nur unser Holländer nicht. Ich sagte zu ihm: „Gasalarm! — Ihre Gasmaske?" — Da sah er mich sonderbar lächelnd an und sagte: „Ich habe keine zugewiesen bekommen. Ich bin ja kein Deutscher!" Da schämte ich mich zum andern Male. Glücklicherweise passierte nichts. Da dachte ich an die Zivilbevölkerung, die ja auch nicht im Besitze von Gasmasken war. Und eine Ahnung der ungeheuern Tragik und Sinnlosigkeit dieses Krieges, überhaupt aller Kriege, stieg in mir auf.

*

Einmal kam hoher Besuch. Ein Regierungsbaurat und andre von der hohen Direktion. Besichtigungsfahrt. Autos flitzten — Achselstücke blitzten — Reden schmetterten — solenne Kneiperei. — Alles in Ordnung! Nur meinte bei der Besichtigung des Magazins so ein hohes Tier: Die deutschen Mädel müssen sich am Telephon einer mehr militärischen Ausdrucksweise befleißigen. Das vermisse er. Ich sah ihn verdutzt an. Meine Leidensgefährtin sagte: „Jawohl, Herr Oberbaurat!" und nahm ironisch stramme Haltung an. Worauf der hohe Herr mit einem mißbilligenden Blick auf meine geknickte Wenigkeit zufrieden lächelnd verschwand. Lange noch haben wir nachher darüber gelacht.

Wir hatten auch gefangene Russen im Lager. Hatten die Kerle Hunger. Wie manches von unsern Kommißbroten ist in ihren Magen gewandert. Voll Dankbarkeit flochten sie uns aus Stroh Ringe und andre armselige Kleinigkeiten. Und abends ertönten aus ihren Baracken die seltsam traurigen russischen Weisen. Heimweh klang daraus. Daß es einen weh ans Herz griff und man auch Heimweh bekam nach Deutschland — nach Hause. Nimmt denn der Krieg immer noch kein Ende?

Und an den Fronten trommelte es!

*

Eine lustige Episode fällt mir noch ein. Mein Bekannter aus Gelsenkirchen war Verwalter der Wäscherei im Lager Hellemes. Er befehligte ein Heer von Waschfrauen. Bekanntermaßen wurde ja Mitte 17 schon so ziemlich alles „ersetzt". So hieß der schöne militärische Ausdruck, der aus Papier Hemden, Handtücher, Binden, Zaumzeuge und alles mögliche und unmögliche hervorzauberte. Ersatz! Eines Tages also begegnet mir Obengenannter mit einem Arme voll weißer Strippen. Neugierig frage ich ihn, was er da habe. Mit todernstem Gesicht sagt er: „Hemdenbörte". Was, sage ich, Hemdenbörte? Wo sind denn die Hemden? „Die sind verkocht!" sagt er. Ersatz . . .

*

Befehl! Das Hauptmagazin Lille-Hellemes ist nach Vaux bei Tournai zurückzuverlegen. Nach wochenlangem Packen und kurzem Abschied von unsern Bekannten und Freunden reisen wir nach Vaux. Unsre russischen Freunde sehen uns betrübt nach. Einer zupft an meinem Rock und sagt traurig: „Paninka, nix mehr Brot?" Ich gebe ihm noch schnell etwas, was ich zur Hand habe. Es waren Butterbrote, die mir der Koch für die Reise eingepackt hat. Ein strahlende Augen sind der Dank dafür. — Was macht der Krieg und der Hunger aus den Menschen!

*

Vaux ist ein kleines Dörfchen bei Tournai. Lachender Sonnenschein und wogende Kornfelder umgeben uns hier. Friedlich gehen die Tage dahin. Unsre Quartierleute sind mißtrauisch und verbittert Belgier! Besonders ein alter Ohm hält mir immer wieder vor, daß die Deutschen unberechtigterweise in Belgien einmarschiert sind. Alle Feldfrüchte — alles Obst wird requiriert! Dann folgt das bekannte resignierte Achselzucken: „C'est la guerre!" Bis mir am andern Tage der Ohm wieder sein Leid klagt und erregt sagt: „Deutschland muß uns das alles einmal bezahlen!" Wie recht hat er behalten. Ich habe jetzt während heißumstrittenen Youngplan-Kampagne oft an ihn denken müssen. Ob er wohl noch lebt? Sonst ist alles wie im tiefsten Frieden. Das Dorf träumt. Wir pflücken erst wilden Mohn und Kornblumen, dann Waldbeeren.

*

Im Herbst werde ich zum Bahnhof Tournai versetzt. Der Winter 17 ist voll von Arbeit. Anstrengender Dienst an den Klappenschränken in der Auskunft am Morseapparat füllen Tage und Nächte aus. Das Essen wird immer schlechter.

Im Telegraphistenbüro stand ein Gaskocher, auf dem sich die Telegraphisten und auch wir während des Dienstes eine Tasse Kaffee kochten. Nach einiger Zeit erhebt sich ein Spektakel. Ich höre nur immer: Blödsinn. Dann komme ich dahinter, daß ich gemeint bin. Das Gas muß brennen bleiben, Tag und Nacht. Streichhölzer will man sparen. Auf meinen Einwurf, daß das Gas doch viel teurer sei als [illegible] mir die Antwort, daß man die Streichhölzer selbst bezahlen müsse, und das Gas — ja, das Gas bezahle eben der Feind. Nun müssen wir es doch bezahlen.

So wurde es Weihnacht 1917.

Und an den Fronten trommelte es! Die Züge rollten Tag und Nacht. Brachten Verwundete und Urlauber zur Heimat und neue Truppen aus der Heimat. Blutjunge Menschen, die noch nie an der Front waren. Der Kampf nahm gigantische Formen an.

Dann kam die große Offensive März 1918. Ganze Regimenter kamen aus Rußland. Tournai war Knotenpunkt. Lustige Weisen spielten die Kapellen und fuhren doch alle dem Tod entgegen.

*

In der Stadt requirierte man alles Kupfer. Die Bewohner wurden unter Androhung von Strafe aufgefordert, alles abzuliefern. Eine alte Dame, die ich bei irgendeiner Gelegenheit kennengelernt hatte, klagte mir unter Tränen, als ich sie besuchte, man habe ihr einen Jesus aus Kupfer genommen. Eine kleine Figur, ein teures Andenken. Ob das notwendig sei? Was sollte ich sagen, wie trösten? Nachdem sie sich ausgeweint, auch hier wieder das resignierte: „C'est la guerre!"

*

Soldaten kommen zurück. Aus der Hölle! sagen sie. Viel reden sie nicht. Aber Grauen ist in ihren Augen. Entsetzliche Verwundungen tragen sie heim. Cambrai, Arras, Kemmel, La Bassee! Wir haben nur noch 5 Stunden Dienst. Die telephonischen Meldungen jagen eine die andre. Alles dringend. Eine Truppenverschiebung nach der andern. So geht es hetzend weiter bis zum September.

Irgend etwas liegt in der Luft. Man fühlt es förmlich. Die Soldaten singen seltsame Lieder. Hier und da erscheinen Sprüche an den Wänden, wie:

Gleicher Lohn und gleiches Essen,
wär der Krieg schon längst vergessen.

Es grenzt überhaupt an Wunder, daß diese erschöpften, ausgemergelten Gestalten immer wieder nach vorn gehen.

*

Der Feind drängt vor. Wieder krachen Fliegerbomben. Die Bahnhofshalle, die mit Glas überdacht ist, zeigt riesige Löcher, und heile Scheiben gibt es nicht mehr. Menschen und Pferde, die auf den Straßen getroffen, zusammenbrechen, schreien fürchterlich. Es ist nicht zu unterscheiden, was entsetzlicher klingt. Und schon stürzen hungernde Zivilisten herbei und schneiden von den verendeten Pferden Stücke heraus. Es ist einfach furchtbar. C'est la guerre!

*

Oktober 1918. Der Abtransport der Etappe beginnt. Tag und Nacht Fliegerangriffe. Die Klappenschränke werden in die Keller verlegt. Wir machen Tag und Nacht Dienst. Eine Kollegin wird durch Bombensplitter verletzt. Wir bekommen Alkohol, damit wir nicht zusammenbrechen. In nächster Nähe erfolgt eine gewaltige Detonation. Nun kracht es unaufhörlich, nervenzerreißend. Verzweiflungsvoll telephoniert der Fahrdienstleiter an den Bahnhofsvorsteher, nein er brüllt, daß es mir in den Ohren gellt: „Ich kann keinen Zug mehr hinauslassen, die Flieger werfen Bomben in die Munitionszüge!" Daher das ohrenbetäubende Krachen. Die Munition explodiert. Mir wurde schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, löste mich ein Soldat ab. Meine Glieder flogen, ich hatte einen Nervenschock weg.

*

Am andern Morgen wurde die Stadt von Zivilisten geräumt. Mich packte man in ein Auto und so fuhren wir gen Brüssel. Die Straße war verstopft mit abziehendem Militär, Autos und Zivil. Es war ein trauriger Anblick, wie die Leute dahinzogen. Mit Karren, Vieh und mit Hausgerät beladen zogen sie mit hoffnungslos gesenkten Schultern daher. Kinder weinten, das Vieh brüllte, über uns kreisten feindliche Flieger — so zogen wir alle einer hoffnungslosen, ungewissen Zukunft entgegen. Ob Feind — ob Freund, alles unglückliche Menschen.

*

Brüssel! Voll von Militär. Irgendwo in einem Hause wurden wir untergebracht. Man schlief auf seinem Koffer ermüdet ein. Am andern Tage gingen wir zur Kommandantur. Dort wurden wir in ein Heim verwiesen, wo wir auf weitere Anweisung warten sollten. Wir gingen durch Brüssel. Alles schien in Auflösung begriffen zu sein. Die tollsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Zum Mittagessen bekamen wir jeden Tag eine Flasche Wein. Dann bekamen wir in der Eisenbahndirektion unsre Fahrtausweise. Am andern Tage sollte unser Zug zur Heimat fahren.

Der 9. November 1918. Ein ungeheures Getöse gellt durch die Straßen. Revolution! Revolution in Deutschland. Friede! Wir saßen in einem Estaminet. Starr sahen wir uns an. Was nun? Soldaten mit roten Armbinden sausten in Autos durch die Stadt. Belgier mit roten Armbinden saßen auch dabei. Soldatenräte! Alles war fieberhaft erregt. Menschen umarmten sich. Friede! Wir waren stumm und sahen uns gequält in die Augen. Revolution in Deutschland? Egal, es bedeutet Frieden. Es ging ja auch nicht mehr. Am andern Tage sollte ich in die Heimat fahren. An Schlaf war in der Nacht nicht zu denken. Des Morgens besorge ich mir einen Gepäckträger, der mit einer Karre mein Gepäck zur Bahn brachte. Ich trabe nebenher durch Straßen voll wild gestikulierender Menschen. Am Bahnhofsvorplatz ist unaufhörliches Geschiebe, aufgeregte Menschen laufen, schreien. Soldaten, Zivilisten. Auf einmal geht es tak — tak — tak. Im Nu war der Bahnhofsvorplatz leer. Mein Gepäckträger war — heidi! — verschwunden. Ich konnte und wollte aber mein Gepäck nicht im Stich lassen. Klemme mich also hinter die Karre und denke — nein, gedacht habe ich in dem Moment nichts.

Was war geschehen? Die Belgier hatten von den Deutschen Maschinengewehre geklaut und den Bahnhof besetzt. Sie wollten keinen Zug mehr nach Deutschland herauslassen. Nach einem halben Tag, der kostbaren Zeitverlust brachte, fuhren dann wieder die Züge.

Müde und zerschlagen von all den Eindrücken begaben wir uns in einen Wartesaal. Soldaten kommen und gehen. Auf einmal bringt ein Matrose einen mächtigen Eimer Marmelade angeschleppt. Springt auf einen Tisch und klatscht dem Kaiser-Wilhelm-II.-Bild, das dort mit martialisch aufgebauschtem Schnurrbart an der Wand hing, mächtige Massen Marmelade ins Gesicht. „So", sagt er dabei tiefbefriedigt, „so — lange genug habe wir dies Zeugs gefresse, jetzt kannscht auch mal schmecke, wie das is." Und im Nu lagen sämtliche Fürstenbilder zertrampelt und zerfetzt am Boden. Einige Offiziere, ohne Achselstücke natürlich, sahen schweigend zu und drückten sich dann scheu aus dem Wartesaal.

So und anders tobte sich die Erbitterung und der jahrelang hinuntergeschluckte Groll der Soldaten aus.

*

Dann fuhren wir nach Köln. Zehn Tage lang. Oft saßen wir nächtelang fest. Alle Gleise waren überfüllt. Wenn der Zug wieder eine Zeitlang hielt, stiegen wir aus, gingen ins nächstbeste Haus. Wir wuschen uns dort, bekamen auch mal etwas zu essen. Und überall jauchzte es uns entgegen: Friede! Friede! Alles war vergessen, alles atmete auf, alles ging unter in dem einen Worte: Friede! —

Scherenschnitte von Georg Hempel.

Stimmen aus Kameradenkreisen

Eine Klarstellung *)

Wir Kölner Jungdemokraten bedauern außerordentlich, daß die Reichsbanner-Zeitung unter obiger Ueberschrift eine Notiz veröffentlicht, die viele treue Reichsbanner-Kameraden tief verletzen muß. Wir wollen nicht in der gleichen Tonart antworten und unsrerseits die „Vereinigung unabhängiger Demokraten" herabsetzen, zumal wir glauben, daß die Spalten der Reichsbanner-Zeitung nicht parteipolitischer Polemik und Propaganda geöffnet sein dürfen.

Zur Klarstellung sei nur folgendes gesagt. Wir Demokraten, die wir in die Staatspartei hineingegangen sind, haben nichts von unsern alten Grundsätzen aufgegeben. Niemals hätten wir uns der Staatspartei angeschlossen, wenn wir nicht die Ueberzeugung gehabt hätten, daß sie gewillt ist, „den Kampf um die deutsche Republik, ihre Verfassung und Symbole, für den sozialen und kulturellen Aufstieg des deutschen Volkes, für die Völkerversöhnung, gegen den Nationalsozialismus, Antisemitismus, Kommunismus und alle Diktaturgelüste, gegen alle Bürgerblockbestrebungen, gegen den Chauvinismus" mit aller Entschiedenheit führen würde. Wir sind durch unsre Arbeit in der Staatspartei keine schlechteren Republikaner geworden und lassen uns an Ueberzeugungstreue und Entschiedenheit von keinem andern übertreffen.

In dieser ernsten Stunde, in der die deutsche Republik so stark bedroht ist wie nie zuvor, müssen wir Republikaner aller Parteischattierungen geschlossen zusammenstehen und dürfen nicht einander bekämpfen und verdächtigen. Das Reichsbanner bietet uns die geeignete neutrale Plattform, von der aus wir die Feinde der Republik bekämpfen können. Deshalb halten wir dem Reichsbanner die Treue und erwarten von unsern Kameraden, die in andern Parteien stehen, daß sie im Rahmen des Reichsbanners strikte die parteipolitische Neutralität wahren, und daß die Reichsbanner-Zeitung künftig nicht mehr ihre Spalten einer Polemik gegen die Staatspartei zur Verfügung stellt.

Hans Albert Kluthe,
Vorsitzender des Landesverbandes der rheinischen Jungdemokraten
Karl Laufmann, Kameradschaft Köln-Süd
Herbert Flemming, Köln-Nord.

*) Mit der Veröffentlichung dieser Zuschrift schließen wir nunmehr die Aussprache über die angeschnittene Frage. Weitere Auseinandersetzungen mögen in der Tagespresse erfolgen.
Die Schriftleitung.

Die Verfassungsfeiern

Dem Artikel des Kameraden Julius Hofer in Nr. 36 möchte ich in einem Punkte entschieden widersprechen. Die republikanischen Parteien und Organisationen bemühen sich seit Jahr und Tag, den 11. August als gesetzlichen Feiertag durchzubekommen. Diese Bemühungen scheiterten bisher am Widerstand der Volkspartei und eines Teils des Zentrums. Man war aber entgegenkommenderweise bereit, den Sonntag zum Feiertag zu machen, der in jedem Jahre dem 11. August am nächsten liegt. Alle Republikaner haben diese Zumutung energisch abgelehnt und verlangt, daß unbedingt an dem Tage der Verkündung der Verfassung, dem 11. August, genau so festgehalten wird wie die Franzosen an ihrem 14. Juli oder die Amerikaner an ihrem 4. Juli festhalten.

Wenn jetzt der Kamerad Hofer fordert, daß der Bundesvorstand des Reichsbanners einen Sonntag vor oder nach dem 11. August für die Verfassungsfeier bestimmt, so würde ein Eingehen auf diese Forderung nur dazu führen, daß wir niemals den Nationalfeiertag am 11. August bekommen. Mit Recht würden die Gegner sagen, das Reichsbanner hat sich ja schon darauf eingerichtet, an einem Sonntag zu feiern. Gerade umgekehrt bin ich der Meinung, daß die Verfassungsfeiern in den einzelnen Orten unbedingt am 11. August selbst stattfinden müssen. Dazu ist es natürlich erforderlich, die von Kamerad Hofer angeregten Vereinbarungen mit den uns nahestehenden Verbänden zu treffen. Wenn allerdings große Massenaufmärsche verschiedener Reichsbanner-Ortsgruppen an einem Platze beabsichtigt sind, so wird natürlich nichts anderes übrig bleiben, als einen Sonntag zu nehmen. Dann kommt aber auf alle Fälle der Sonntag vor dem 11. August in Frage. Diese Veranstaltung ist dann als Auftakt zu den örtlichen Feiern am 11. August selbst anzusehen und auch einzurichten. Nochmals: In allen Orten Deutschlands muß die Verfassungsfeier unbedingt genau am 11. August stattfinden. Wenn am Vorabend ein Fackelzug sein kann, so ist natürlich nichts dagegen einzuwenden. Keinesfalls darf der 11. August ohne große Feierlichkeiten bleiben.

W. Geerdes (Bremen).